



Pressekonferenz des Bundesverbands Österreichischer Kinderschutzzentren,
29. April 2026, 9.30 Uhr, online – Sperrfrist 29.4.2026, 10.30 Uhr

Statement Bianca Nagel, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut zu Geschlechterfragen (SoFFI-Berlin) / Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP) sowie an der der Alice Salomon Hochschule Berlin

Ergebnisse des Forschungsprojekts „Elternschaft nach sexueller Gewalt in Kindheit und Jugend“

Die Folgen von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend können komplex und langfristig sein und betreffen oft das gesamte Leben. Eltern, die selbst Betroffene von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend sind, sind neben den Themen und Herausforderungen, die für alle Eltern gelten können, mit spezifischen Problemlagen konfrontiert. Sie bewegen sich in einem Spannungsfeld aus Einschränkungen, die sich durch die Folgen der Gewalt sowie die anhaltende Bewältigung ihrer Geschichte ergeben, und den alltäglichen Anforderungen der Elternschaft.

Diesen Themen widmeten wir uns in einem Forschungsprojekt, das von der Unabhängigen Kommission des Bundes zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs gefördert und unter der Leitung von Prof. Dr. Barbara Kavemann am Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut zu Geschlechterfragen (SoFFI) durchgeführt wurde. Wir führten die Studie partizipativ mit einer Forschungsgruppe aus sechs betroffenen Eltern durch, die in alle Arbeitsschritte einbezogen wurden.

Wir erreichten über 600 Betroffene in qualitativen und quantitativen Erhebungen. Wichtig war uns dabei deren subjektive Perspektive. Fast ein Drittel der Befragten gab an, dass die eigene Betroffenheit bereits die Entscheidung für oder gegen eine Elternschaft maßgeblich beeinflusst hat. Circa ein Dreiviertel hatten bereits Kinder, andere überlegten noch oder hatten sich dagegen entschieden.

Es zeigte sich, dass die Herausforderungen vielschichtig sind. Ein zentrales Ergebnis unserer Studie ist, dass viele Eltern sich die ganz grundsätzliche Frage stellten, ob sie als Betroffene überhaupt gute Eltern sein könnten. Wenn zum Beispiel die eigene Herkunftsfamilie nicht als geschützter Raum erlebt wurde, kann das zu Verunsicherungen führen und die Frage, was in Bezug auf Familie „normal“ ist, war ein wiederholt auftauchendes Thema.

Ein wichtiges Ergebnis ist auch: Über ein Drittel der Befragten hat eigene Therapie oder Beratung zugunsten der Kinderversorgung zurückgestellt, obwohl 70 Prozent die Nachwirkungen der Gewalt noch täglich spüren. Besonders präsent war die Sorge, die eigenen Kinder zu belasten. Auch die Angst, die Kinder nicht schützen zu können, war allgegenwärtig. Dies führte oft zu einem Balanceakt zwischen dem Wunsch zu schützen und dem Risiko von Überbehütung.

Diese Sorgen zogen sich durch alle Lebensbereiche. Berichtet wurden außerdem unterschiedliche Schwierigkeiten, sowohl mit körperlicher als auch mit emotionaler Nähe. Die Themen Partnerschaft, Sexualität und Vertrauen spielten eine große Rolle. Schwangerschaft und Geburt konnten potenziell triggernde und retraumatisierende Ereignisse sein. Unsicherheiten im

körperlichen Umgang mit Babys, wie beispielsweise beim Wickeln oder Baden, waren ein wiederkehrendes Thema.

Trotz der Belastungen zeigt die Studie aber auch vielfältige Kompetenzen, Resilienz und Ressourcen der betroffenen Eltern. Sie wissen um die Verantwortung für ihre Kinder und waren bereit, diese zu übernehmen. Prävention wurde durchgehend als sehr wichtig angesehen und viele Eltern beschrieben, dass sie sich besonders gut in der Lage fühlten ihre Kinder über Risiken aufzuklären und zu unterstützen. Durch die Anstrengungen, die eigene Geschichte aufzuarbeiten, können Eltern möglicherweise sogar besonders reflektiert in eine Elternschaft gehen. So widmeten sich einige Betroffene ganz gezielt erst der Aufarbeitung der erlebten Gewalt, bevor sie Kinder bekamen, um ausreichend Ressourcen für diese Aufgabe zu haben.

Aus den Ergebnissen lassen sich unterschiedliche Unterstützungsbedarfe sowie Möglichkeiten spezifischer fachlicher Unterstützung, ableiten. Ich möchte ihnen einige Einblicke in die Empfehlungen geben, die wir im Rahmen der Studie herausgearbeitet haben:

Betroffene Eltern sollten in Angeboten der Eltern- und Familienbegleitung explizit und sichtbar als Zielgruppe genannt werden, um sich angesprochen zu fühlen. Angebote sollten niedrigschwellig und bedarfsgerecht sein.

Zweitens ist Fachwissen über die Nachwirkungen von Gewalt essenziell. Eine traumasensible Haltung hilft, Eltern mit einer Geschichte von sexualisierter Gewalt zu ermöglichen, über ihre Geschichte und damit verbundene Herausforderungen zu sprechen und sie kompetent zu unterstützen. Von sexueller Gewalt betroffene Eltern sollten in ihrer Elternrolle mit den damit verbundenen Fragen und Sorgen ernst genommen werden, ohne sie zu stigmatisieren. So darf beispielsweise nicht davon ausgegangen werden, so wie es uns in der Studie begegnet ist, dass eine Betroffenheit der Eltern automatisch eine Gefährdung der Kinder bedeutet.

Fachkräfte können drittens dazu beitragen, Betroffene zu entlasten, wenn sie ihnen vermitteln, dass ihre psychischen Belastungen Folgen von Gewalt und Unrecht sind. Eltern sollten dabei unterstützt werden, mit dem ausgeprägten Bedürfnis, ihre Kinder zu schützen und der großen Sorge vor transgenerationaler Weitergabe des Traumas umgehen zu können. Hilfreich dafür sind Informationen, die verbreiteten Alltagstheorien entgegenwirken, wie beispielsweise der Annahme, dass Kinder unveränderlich Schaden nehmen, wenn Eltern selbst Gewalt erlebt haben.

Dabei sollten Unterstützungsbedarfe in einer Lebenslaufperspektive gesehen werden. Elternschaft birgt zu unterschiedlichen Zeitpunkten jeweils spezifische Herausforderungen für Betroffene. Die Bedarfe sind in der Schwangerschaft andere als in der Kleinkindphase oder der Pubertät der Kinder. Darüber hinaus wurde deutlich, wie wichtig eine Vernetzung von unterschiedlichen Institutionen ist, mit denen Eltern und Kinder in Kontakt kommen. Wichtig ist das Schaffen eines Rahmens, in dem betroffene Eltern und auch ihre Kinder jeweils eine passende Unterstützung finden können.

Abschließend möchte ich gern erwähnen, dass wir gerade eine Folgestudie starten konnten, die unter dem Titel „Nächste Generation“ nun die Perspektive der Kinder betroffener Eltern in den Fokus rückt und durch die die hier präsentierten Ergebnisse ergänzt werden können.

Kontakt: Bianca Nagel, M.A., nagelb@ash-berlin.eu